

werden. Aber scheitern nicht viele Bücherkäufe an der meist unerschwinglichen Summe, für die zu einem nicht geringen Teil der kunstvolle Einband verantwortlich ist? Entscheidend für ein Buch ist doch der Inhalt, nicht der Einband. Wertvoller ist ein gutes Buch, das in die Hände vieler gelangt, als ein schönes Buch, das nur die Bibliotheken einiger Wohlhabender ziert.

**Jesuitenzeitschriften in der Welt.** Am 6. April 1850 erschien zu Neapel die erste Nummer der von den italienischen Jesuiten heute in Rom herausgegebenen Halbmonatsschrift „Civiltà cattolica“. „Durch die nahe Verbindung mit den höchsten Behörden der Kirche ist die C. mehr als andere Zeitschriften der höchsten Kritik unterworfen, hat aber zugleich den Vorteil leichterer Beurteilung und schnellerer Wahrnehmung der Vorgänge des kirchlichen Lebens. Ihre Verantwortlichkeit gibt ihren Meinungsäußerungen jedoch nicht das Ansehen offiziöser Natur, wie es zum Beispiel beim Osservatore Romano der Fall ist“ (Koch, Jesuitenlexikon, Paderborn 1934, Bonifaciusdruckerei). 1856 fingen die französischen Jesuiten mit der Herausgabe einer Zeitschrift gleicher Art an, den „Etudes“. Ihnen folgten 1865 die englischen Jesuiten, die in diesem Jahr den ein Jahr vorher gegründeten „Month“ übernahmen. Verhältnismäßig spät, im Jahre 1900, erscheint in Spanien die Monatsschrift „Razon y Fé“. Die Jesuiten der New Yorker Provinz begannen 1910 mit der Herausgabe der Wochenschrift „America“, die auch Fragen der Politik behandelt. Die von den deutschen Jesuiten herausgegebenen „Stimmen der Zeit“ wurden 1871 als „Stimmen aus Maria Laach“, dem damaligen Studienhaus der deutschen Jesuiten, das zugleich Sitz der Redaktion war, gegründet. Diesen Namen behielten sie bis 1915 bei, 1941 wurde das Haus der Redaktion in München enteignet, die Zeitschrift verboten. Außer den „Stimmen der Zeit“ geben die deutschen Jesuiten seit 1873 die Missionszeitschrift „Die Katholischen Missionen“ heraus. 1925 wurde die „Zeitschrift für Asese und Mystik“ gegründet, die nach dem zweiten Weltkrieg unter dem Titel „Geist und Leben“ erscheint. Seit 1926 besteht die Vierteljahrschrift „Scholastik“, die sich die wissenschaftliche Erforschung philosophischer und theologischer Fragen zum Ziele setzt. Ebenfalls der wissenschaftlichen Forschung dient die von der Innsbrucker theologischen Fakultät seit 1877 herausgegebene „Zeitschrift für katholische Theologie“. Nach neuesten Mitteilungen geben die Jesuiten auf der ganzen Welt etwa 1100 Zeitschriften und jährlich etwa 1000 Bücher heraus.

## Umschau

### Der Fels

Die Ereignisse des Heiligen Jahres, besonders sein Höhepunkt, der Allerheiligentag, haben die Blicke der gesamten Christenheit, nicht nur der katholischen, nach Rom gelenkt. War es bisher vor allem die Persönlichkeit des Papstes, die die Menschen aller Bekenntnisse und Nationen in ihren Bann schlug, so stellte die Dogmatisierung der leiblichen Aufnahme Mariens in den Him-

mel das Amt des Papsttums mehr in den Vordergrund. Man ging bisher im Gespräch der Konfessionen auch von katholischer Seite sehr scheu um diesen Punkt herum. Die unausweichliche Folge war, daß die evangelischen Brüder in einer großen Täuschung über die römische Kirche lebten, weil sie offenbar recht wenig mit der Wirklichkeit und Machtvollkommenheit dieses Amtes rechneten. Anders ist die Enttäuschung

so vieler gutgesinnter evangelischer Christen nicht zu erklären.

Wer immer die römische Kirche verstehen will, muß sie vom Felsenwort des ersten Evangeliums (Matth. 16, 13—20) her zu begreifen suchen. Das unternehmen zwei Bücher, von denen jedes auf seine Art zu dem Wort Stellung nimmt. Richard Baumann hat vor wenigen Monaten ein Buch erscheinen lassen, dessen auffälligstes Kennzeichen die unbedingte Treue zum Worte Gottes ist. Nicht weniger ehrlich um die Schrift müht sich der Eichstätter Theologe, Rudolf Graber, in seinem eben erschienenen Buch um den Primat.<sup>1</sup>

Beide Bücher, aus lebendigem Mitvollzug des geistigen Lebens unserer Zeit geschrieben, legen die neuesten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung zugrunde. So verschieden die Herkunft der Verfasser ist — der eine evangelischer Pfarrer, der andere katholischer Theologieprofessor —, so treffen sie sich doch in der gemeinsamen Sorge um die Einheit der Kirche. Gemeinsam ist beiden auch das Ethos der verpflichtenden Wahrheit, der sich keiner entziehen darf, es sei denn, er verliße „den Weg, die Wahrheit und das Leben“. Beide gehen vom Schweigen der Schrift aus, von dem, worüber die Schrift uns nichts berichtet. Nun hat ein Beweis aus dem Schweigen gewiß nicht viel Gewicht; aber er verliert diese Schwäche, sobald es gelingt, das Schweigen aus dem Reden sinnvoll zu deuten. Es wird im einzelnen noch manch kritischer Forschung bedürfen, um die Behauptungen der Verfasser endgültig annehmen zu können. Ihre Ausführungen, bei Graber zum Teil, bei Baumann ganz aus der protestantischen Theologie kommend, sind jedoch so bedeutsam, daß sie wohl beachtet zu werden verdienen.

<sup>1</sup> Richard Baumann, *Des Petrus Bekenntnis und Schlüssel*. (232 S.) Stuttgart 1950. Schwabenverlag. Geb. DM 5.—. — Rudolf Graber, *Petrus der Fels, Fragen um den Primat*. (66 S.) Ettal 1950, Buch- und Kunstverlag. Br. DM 3.60.

Man übertreibt nicht, wenn man Baumanns Buch als Frucht der eschatologischen Schule bezeichnet, deren hervorragendste Vertreter Albert Schweitzer, der große protestantische Theologe, Arzt und Organist, und Alfred Loisy, der modernistische katholische Theologe, sind. Ihre Grundthese, daß Jesus von Nazareth zwar das Reich Gottes, dessen Kommen unmittelbar bevorstehe, gepredigt, aber keine Kirche habe gründen wollen, ist heute auch von der protestantischen Theologie weithin aufgegeben. Klarer erkannt, auch in der katholischen Theologie, und geblieben ist die geschichtstheologische Wahrheit, daß mit dem Kommen des Sohnes Gottes in die Welt deren endzeitliches Stadium eingetreten ist. Von dieser Erkenntnis her gewinnen manche Aussagen Christi ein ganz anderes Gesicht. Vieles, was bisher dunkel war, tritt so ins volle Licht. Dadurch mag auch Baumann bestimmt worden sein, das bekannte Petruswort bei Matthäus 16,18 einmal unter dieser Rücksicht zu betrachten. Er nimmt einen Gedanken von Joachim Jeremias auf, der auf Grund eingehender Forschungen zeigt, daß das Bild vom Felsen dem alttestamentlichen Menschen sehr vertraut war (Golgotha, Leipzig 1926, Pfeiffer). Der Fels war für ihn „nicht die erdkundliche Tatsache, nämlich die höchste steinige Kuppe des Tempelberges, sondern Ausdruck und Zeichen der Wahrheit vom Einen, allen ‚Göttern‘ überlegenen Gott“ (bei Baumann S. 28 zitiert). „Das Zentrum der Erde, der Mittelpunkt des Menschengeschlechtes ist, was er ist, weil hier die Pforte des Himmels ist. Wer hier betet, wird erhört. Wie aber hier der Eingang zur Wohnung der Himmlischen ist, so ist hier auch der zur Unterwelt, zur Totenwelt der Gottlosen, dem Ort der Rotte Korah. An der Pforte steht Gottes Richterstuhl. Der Fels ist der Verschußstein der Unterwelt; er trotz der Sündflut, der Urflut, dem Chaos. ‚An dem Tage aber, an dem der Fels fällt, wird das Ende des Äons sein‘ — war jüdische Überlieferung“ (B.S.29).

Diese dem Israeliten geläufige Deutung des heiligen Tempelfelsens gewinnt durch die Prophezeiung des Isaias eine das Neue Testament angehende Vertiefung. „Siehe, ich lege in Zion einen Grundstein, einen bewährten Stein, einen köstlichen Eckstein, der wohl gegründet ist“ (Is. 28,16). Baumann folgert aus diesen Gedanken von Joachim Jeremias: „Was ist unsres Herrn und Gottes Tat und Willen für die Zukunft, was seine Verheißung für die anbrechende Endzeit? Der Eine, den er anredet, wird Ihn, den Messias als Stellvertreter vertreten, und wird damit der heiligen Gemeinde der Endzeit der Halt sein an Christi Statt; und wird dadurch für die gesamte, von den Mächten der Tiefe, des Teufels und des Todes bedrohte Menschheit der Halt sein an Gottes Statt“ (S. 33).

Die Frage jedoch, die heute die Konfessionen trennt, ist nicht so sehr der Primat Petri als vielmehr der seiner Nachfolger. Nach Baumann, und das ist der neue Gedanke, den er bringt, ist im Wort vom endzeitlichen Felsen auch der Auftrag an die Nachfolger Petri ausgesprochen. „Ein Kind kann feststellen, daß Jesus kein Wort von einem Nachfolger gesprochen hat. Die Frage ist: konnte man von einem ‚Nachfolger des Felsen‘ sprechen? Ein Kind, das Jesus mitten unter die Zwölf bei Caesarea gestellt hätte, konnte antworten: ‚Der Fels, der steht ja bis an der Welt Ende‘. ... Es war für Jesus unmöglich, in dem Wort, wo er Petrus mit dem kosmischen Felsen verglich, von einem Nachfolger des Felsen zu sprechen. Jesus redete auch, als er vom Felsen sprach, ein für allemal; er redete sein Geschlecht an, damit aber auch das Volk der Endzeit insgesamt — ob nun eine Vollendung der Zeit alsbald kam oder verzog“ (S. 37). Der Gedanke ist klar. Wenn Jesu Wort und Werk endgültige Wirklichkeiten schafft, die nie mehr überholt werden können, dann braucht er gar nicht mehr von einem Nachfolger zu sprechen. Denn das Amt des Petrus wird eben so lange dauern, als es not-

wendig sein wird, den Herrn Christus stellvertretend darzustellen. Es wird dann zu Ende sein, wenn das zweite Kommen des Herrn offenbar machen wird, was jetzt noch verhüllt ist.

Nun beruft sich auch die Ökumene der evangelischen Christenheit auf das Amt des Petrus. Auch nach ihrer Auffassung dauert es, anders jedoch als es die katholische Kirche versteht. Nach evangelischem Verständnis ist Petrus ein für allemal in dem Sinn das Fundament daß alle späteren Geschlechter der Kirche wie Schichten in den unsichtbaren Bau eingefügt sind, der von jenem Grundstein getragen wird. Baumann nennt diese Auffassung eine historische Betrachtungsweise, die an Stelle des eschatologischen Verständnisses getreten sei. Sie setze voraus, daß die Kirche am ersten Pfingstfest etwas Unfertiges, kaum Begonnenes gewesen sei. Das sei aber falsch. „Die Kirche ist an Pfingsten nicht unfertig, sondern sie ist vollkommen vorhanden“ (S. 50). „Und dieser Bau wächst nach Art eines Menschenkindes“ (S. 51). Diese beiden Gedanken, daß das Wort vom endzeitlichen Felsen auch ein Wort von der Dauer des Amtes Petri sei, und daß dieses Amt nun nicht historisch nach Art der Schichtentheorie sondern wirklich eschatologisch verstanden werden müsse, sind in Wirklichkeit nichts anderes als jenes Verständnis vom Felsenwort, wie es in der Urkirche immer schon vorhanden war. Es „gilt für die christliche Frühzeit das Wort, daß ‚alle Wege nach Rom führen‘“ (S. 142, nach Erich Caspar, Geschichte des Papsttums I, S. 18, Tübingen 1930, Mohr, zitiert). Daß es im Laufe der Geschichte anders wurde, muß jeden Christen bedrücken. Der Umfang der Katastrophe wird an zwei Worten Luthers ersichtlich, die Baumann zitiert (S. 154). „In diesem Hause, so sagt Luther, sei er, wie getauft, so auch katechisiert oder in der christlichen Wahrheit unterwiesen worden und werde es deshalb immer als sein Vaterhaus ehren“ (zitiert nach Köstlin, Luthers Leben, 19). Und das andere: „Wider das Papsttum vom Teufel ge-

stiftet“. Das Verhängnis der abendländischen Christenheit ist damit umrissen.

Stürme und Unwetter sind seither über die Menschheit hereingebrochen, unerschüttert steht der Fels, wie es das Herrenwort verheißen (Matth. 7, 24 f.). Unwillkürlich denkt man an das Wort Christi von den „Kleinen“, denen es der Vater offenbart, wenn man Baumanns letztes Wort liest: „Ist die Kirche des Neuen Testaments Petrus in seinem Amt unterstellt, — was hindert uns, Gott in seinem Wort und Werk Recht zu geben?“ (S. 228).

Dieses Mahnwort, zur Besinnung den evangelischen Brüdern zugerufen, hat auch für uns Katholiken seine Bedeutung. Wir dürfen uns zwar der Zugehörigkeit zur Kirche des „Felsens“ freuen, doch das „Was hindert uns?“ muß auch uns zu ernster Prüfung Anlaß werden. Unser Reden und unser Werk muß immer klarer davon Zeugnis geben, daß die Kirche, die Christus auf Petrus gegründet hat, die Gemeinschaft einer demütigen und dienenden Liebe ist.

„Roma est amor“ (Rom ist die Liebe), mit diesem Wort Solowjeffs (*Monarchia Sancti Petri*, S. 497—504, Mainz 1929) beschließt Rudolf Graber sein Buch. Die Echtheit und der Sinn des Felsenwortes stehen für ihn außerhalb jeder Frage. Er will das Schweigen des Markus und Lukas erklären. Lange hatten die Gegner des Papsttums darin einen Beweis gegen die Echtheit der Matthäusstelle gesehen. Diesen Einwand mußte man aber inzwischen doch aufgeben. Schniewind meint in seinem Kommentar (Göttinger Bibelwerk 11, S. 183 (383), Göttingen 1937, Vandenhoeck), das Wort trage „in Sprache und Anschauung den Charakter der Umgebung Jesu“, so daß aus dem Schweigen der beiden anderen Synoptiker nichts gegen die Echtheit der Stelle gefolgert werden könne. Die Stärke der Beweisführung Grabers liegt nicht so sehr in den einzelnen Punkten, die er anführt, als viel mehr in dem Gesamtbild, das aus ihnen entsteht und das den neuesten Er-

gebnissen der kirchengeschichtlichen und exegetischen Forschungen entspricht. Die beiden Synoptiker Markus und Lukas hätten deswegen vom Primat des Petrus geschwiegen, weil es damals, als sie ihr Evangelium schrieben, bereits gefährlich war, als Haupt der neuen „Sekte“ bekannt zu sein. Die Verfolgung des Herodes, von der die Apostelgeschichte berichtet (Kap. 12), läßt zum erstenmal die Gefährlichkeit der Lage erkennen. Der Bericht des Lukas schweigt von da an, das Apostelkonzil angenommen, über Petrus. Wir verstehen heute wieder besser, daß es manchmal sehr geraten sein kann, nicht allzu hell im Vordergrund zu stehen. Auch die Kaiser Roms hatten Mißtrauen gegen die neue „Sekte“. Sie wußten um die danielische Weissagung von den Weltreichen (Dan. Kap. 7 ff.) und sie fürchteten sich davor. So befahl Vespasian bei der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 n. Chr., alle Nachkommen des davidischen Königshauses ausfindig zu machen, damit keiner am Leben bleibe (Eusebius, Kirchengeschichte 3, 12). Diese Prophezeiung war aber schon in den Tagen Jesu Christi sehr lebendig in Palästina. Je mehr die neue Lehre anwuchs, umso gefährlicher mußte sie den damaligen Machthabern vorkommen. Daß Matthäus noch von der besonderen Stellung Petri schreiben konnte, hat seinen Grund in der frühen Abfassung seines hebräischen Evangeliums, die man auf das Jahr 42 legen kann. Von da ab wird es still um Petrus, der an einem Ort „Babylon“ untergetaucht ist.

Im zweiten Teil seines Buches behandelt Graber das Nachtragkapitel des Johannesevangeliums. Geschrieben ist dieses 21. Kapitel sicher zu einer Zeit, da Petrus bereits tot war. Graber meint nun, es hänge aufs engste mit den Streitigkeiten in Korinth zusammen, die den Bischof von Rom, Clemens, im Jahre 96 veranlaßten, seinen berühmten Brief an die Korinther zu schreiben. Die durch die Entscheidung des Bischofs Getroffenen hätten sich gegen seine, wie sie meinten, zu Unrecht erfolgte Einmi-

schung in die Kirche von Korinth an den einzig noch lebenden Apostel Johannes gewandt. Dieser jedoch habe als Antwort das Nachtragkapitel geschrieben, in dem der Apostel Johannes so betont von jener Nachfolge Christi ausgeschlossen werde, die den Apostel Petrus auszeichne. „Der Primat liegt nicht bei mir, weder in Ephesus noch überhaupt in Kleinasien, sondern bei dem, der dem Petrus im Oberhirtenamt gefolgt ist, beim römischen Bischof Clemens“ (S. 49). Die Ansicht Grabers will zunächst nicht mehr als eine Hypothese sein. Er bringt zwar gute Gründe für sie, aber man wird doch jeden einzelnen ernst prüfen müssen. Man wird sich fragen müssen, ob Johannes nicht deutlicher geredet hätte, da er doch auch sonst an entscheidenden Stellen nichts an klarer Präzision vermissen läßt. So ist doch sehr klar und bestimmt der Königsanspruch Christi herausgestellt, dessen Einschränkung auf das „Nicht von dieser Welt“ einer so eifersüchtig auf ihrer Vorrangstellung bedachten Weltmacht wie Rom sicher nicht genügte. Hätte also Johannes nicht deutlicher von der Nachfolge Petri reden können? Oder hängt es mit der oft beabsichtigten Doppelsinnigkeit seiner Worte zusammen, auf die Cullmann in seinem Buch „Urchristentum und Gottesdienst“ aufmerksam macht? (Zürich 1950, Zwingli-Verlag.) Es wird manches noch zu klären sein, bevor Grabers Ansicht angenommen werden kann. Aber es ist schon ein großes Verdienst, eine schwierige Frage auf eine anregende Weise aufgegriffen zu haben.

Grabers Buch ist ebenso wie das Baumanns ein Beweis dafür, daß man die zwischen den Konfessionen entscheidende Frage, nämlich die nach dem Primat des Bischofs von Rom, ohne jede verletzende Polemik führen kann. Man möchte nur wünschen, daß der Fels, an dem sich bisher die Geister so heftig schieden, zum Brückenpfeiler der Einheit werde, die das Kennzeichen des Leibes Christi ist.

Oskar Simmel S.J.

## Zur Frage der Abendmesse

Wir erleben heute ein seltsames Zusammentreffen: während die gläubigen Menschen mit einem erfreulichen Eifer zur Feier des Meßopfers als der zentralen Kraftquelle ihres religiösen Lebens hindrängen, zeigt sich gleichzeitig, daß die Teilnahme am heiligen Opfer immer schwieriger wird. Die Technik, die Industrialisierung, der moderne Arbeitsprozeß und das Unterrichtswesen haben das private Leben in den Abend gedrängt. Wir sind Abendmenschen geworden, und es ist bezeichnend, daß Vorträge, Vergnügungen und gesellschaftliche Veranstaltungen mit Selbstverständlichkeit am Abend stattfinden, wie ja auch die Theater und Lichtspielhäuser erst gegen Abend ihre Tore öffnen. Erst am Abend haben die Menschen Zeit. Aber es spielt auch ein seelischer Faktor mit: erst am Abend kommen die Nerven des gehetzten modernen Menschen zur Ruhe. Erst nach getaner Arbeit wird er aufnahmefähig. Der Abend ist die psychologisch günstige Stunde, ihn anzusprechen.

Wir sind Abendmenschen geworden, und die Messe ist eine Morgenfeier. In dieser Feststellung liegt das ganze Problem, das uns hier beschäftigt, beschlossen. Es ist verständlich, daß weitschauende Seelsorger sich schon früh die Frage stellten, ob es unter diesen Umständen nicht ratsam wäre, Abendmessen zu halten. Die erste Stimme erhebt sich unseres Wissens im Jahre 1911 in den USA. Es ist die Anregung eines ungenannten „alten Pfarrers“ in der „Ecclesiastical Review“ von Philadelphia. Sie ist bezeichnenderweise ein Echo der großen eucharistischen Reformen Pius X. Das Anliegen des „alten Pfarrers“ ist mit einem Wort: Wie sollen die Industriearbeiter an der täglichen Kommunion teilnehmen, wo der frühe Arbeitsbeginn ihnen den Besuch der Morgenmesse praktisch unmöglich macht?

Die Anregung wird im Jahre 1912 auf dem 23. eucharistischen Kongreß in Wien aufgegriffen. Aber hier tritt als Hauptmotiv ein anderer Seelsorgsgrund her-